Daß sie sprudle in dem Wirrsal, — Sprudle in den Müh'n der Zeit, — Sprudle in dem dunklen Irrsal, — Sprudle auch in trübem Leid.

Um wie Balsam sich zu legen — Zart auf jede Seelenwund, — Und mit Frohsinn zu umhegen — Auch die heit're Lebensstund.

Kennt ihr wohl die Wunderquelle — Segensvoll in Menschenbrust, — Die das Dunkle kehrt ins Helle, — Und das Leid in Trost und Lust?

Ja, ihr kennt die Himmelsgabe — Aus verlor'nem Paradies, — Die zur Wiege und zum Grabe — Sich als Trösterin erwies.

Denn des Paradieses Bronnen — Ist das edle, reine Lied, — Das mit seiner Hoheit Wonnen — Segnend jedes Herz durchzieht.

Ja, wenn Engelchöre bringen — Preisgesang dem Herrn empor, — Wenn die Sternenkreise singen — Ihren wunderbaren Chor.

Wenn die Alpen und die Meere — Wenn die Wälder und die Au'n — Ihres Schöpfers höchste Ehre — Ihrem Chorlied anvertrau'n.

Dann sei auch für uns erwählet — Gern des Liedes edle Glut — Und im Volksgesang erzählet — Was in tiefster Seele ruht.

Volksgesang, den immer rufen — Die zum Edelsten gewillt, — Preis dem Lied, das aus den Tiefen — Reinen Volksgemütes quillt!

Volkslied, das zum trauten Hügel, — Jeder Seelenstimmung trägt, — Das in Luft und Leid die Flügel — Freundlich um die Seele schlägt.

Dieses Lied soll uns umfächeln — Wie aus Paradieses Höh'n, — Mag es weinen, mag es lächeln, — Immer edel, immer schön.

Dank dem Höchsten für die Liebe, — Die er uns im Lied geschenkt, — Und mit edlem Sangestriebe — Unser Herz nach oben lenkt.

Der Zufall wollte, daß wir eben in dem Haushaltungspensionate einer Prüfung der Zöglinge beiwohnen konnten. Wir waren erstaunt über die vielen und reichen Kenntnisse, welche die jungen Mädchen in allen Dingen, welche zur Garten- und Hauswirtschaft, zur Gesundheitspflege, zur gewöhnlichen und feinen Näharbeit, kurz in allem, was eine gute und tüchtige Hausfrau wissen muß, besaßen und mit welch lebhaftem Interesse sie sich in all diese Dinge hineingearbeitet hatten und wir gewannen die Ueberzeugung, Eltern, welche diesem Hause in Arnoldsweiler ihre jungen Töchter anvertrauen, werden es nicht bereuen und die Töchter selbst dem Institut und den guten Schwestern zeitlebens dankbar sein.

Tanz im Dorf.

Die Fiedel jauchzt, der Brummbaß grollt — Die Lampen schwelen, die Menge tollt — Und alles schwärmt und lärmt und lacht — Und tanzt und tanzt die ganze Nacht. — Die ganze Nacht.

Der laute Lärm und lichte Schein — Irrt weit ins dunkle Dorf hinein — Doch weint, weil niemand bei ihm wacht — Ein einsam Kind die ganze Nacht. — Die ganze Nacht.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

9) Erzählung von A. Kolping.

„Wenn Sie sich selbst kein Leid antun, wir tun ihr kein Unrecht," antwortete der Barthel mit herzloser Kälte. „Mit Euch, junger Herr," fügte der Alte bei, „haben wir nichts zu schaffen; Ihr seid noch nicht großjährig. Wir haben mit der Mutter abzurechnen, das ist das Ganze". Damit trat er unruhig in dem Stübchen herum. Offenbar wurde ihm der Auftritt peinlich, löschen or seinen Zang sicher wußte und weit entfernt war von dem Gedanken, ihn sich entschlüpfen zu lassen. Das erwachende Mitleid mit der Mutter wurde ihm nur lästig. Ich suchte die Mutter zu trösten.

„Nun, Frau Bernd," fing endlich der Paasmüller wieder an, indem er vor uns stehen blieb, „Ihr hättet doch lange einsehen sollen, daß ich mein Geld nicht umsonst hergeliehen habe. Ich habe für meine eigenen Kinder zu sorgen, und eine so schöne Gelegenheit findet sich nicht leicht wieder. Was soll da das Lamentieren helfen! Ueber Ungerechtigkeit könnt Ihr Euch doch jetzt nicht beklagen." Er blieb steif stehen und machte wunders meinen, wie gnädig er noch verfahre. Der Barthel aber lachte laut auf. „Ei was! Die Mühle gehört uns, und was brauchts da langer Auseinandersetzungen? Auf Martini rechnen wir ab, das Kapital ist bis zum Frühjahr gekündigt, und dann wird sich's ausweisen, wer hier Herr im Hause ist. Ihr könnt's ja noch einmal auf einen Prozeß ankommen lassen."

Eben wollte ich den frechen Burschen vor die Tür weisen, als meine Mutter, empört über die rohe Habsucht, die gar kein Verständnis von ihrem gerechten Schmerz gewinnen konnte, sich mit jener Würde erhob, die in gewissen Augenblicken ihr eigentümlich war und ihr dann eine fast wunderbare Kraft mitteilte, und, indem sie ihre Tränen abtrocknete, mit einer Fassung vor den Paasmüller hintrat, daß dieser ganz verwirrt wurde. „Ihr solltet an Unglücklichen, hart und schwer geprüften Fremdlingen, die Euch nie etwas Uebles getan, wie ein Christ handeln; Ihr handelt wie ein Unchrist, bloß nach Euren habsüchtigen Gelüsten. Gott wird Euch finden, Nachbar! Ja, Ihr solltet, wenn mein seliger Mann Euch weh getan hätte, wie ein Christ verzeihen, wie er es tat, bevor er vor Gottes Richterstuhl trat; Ihr rächt Euch mit einer Grausamkeit, die einen Heiden beschimpfen würde. Mit falscher Freundlichkeit habt Ihr das Netz um eine unglückliche Witwe und um ihr armes Kind gezogen, bis wir Euch nicht mehr entrinnen können; jetzt zieht Ihr das Netz zu und höhnt die Unglücklichen, — das ist feige Grausamkeit. Ich weiß es, vor der Welt finden wir keine Gerechtigkeit gegen Euch, aber es gibt auch noch eine andere Gerechtigkeit, die einst zwischen mir und Euch richten wird. Vor dieser Gerechtigkeit werden wir beide einst auch abrechnen. Ihr stoßt mich mit meinem Kinde aus diesem unserem Eigentum, das uns eine Heimat werden sollte, hinaus. Bernds Frau wird gehen, aber nur, wenn sie gezwungen wird, denn ich weiche nur der Gewalt." Die Mutter hatte sich über der Rede immer gerader aufgerichtet und stand endlich vor dem dicken Paasmüller, der erst verwirrt, dann erschrocken zu der hohen Frau aufsah, wie zu einer Herrscherin, die einen Bösewicht zu ihren Füßen verurteilt. Ich selbst sah erstaunt zur Mutter auf. „Jetzt Paasmüller," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „verlaßt Ihr dieses Haus, und Euer ungehobelter Sohn, der Barthel folgt Euch unverweilt, denn noch bin ich, Herrin hier im Hause und will das bleiben, so lange es Gott gefällt. Zur Zeit werde ich Red' und Antwort geben." Damit schritt sie zur Tür, öffnete dieselbe, und mit den Augen und der Hand winkend, bedeutete sie den beiden, das ungesäumt auszuführen, was sie verlangt hatte.

Der Paasmüller, als werde er von einer unbekannten Geistermacht gerüttelt, raffte zitternd seine Mehlkappe und die Papiere, die er als Belegstück auf dem Tische ausgebreitet hatte, zusammen und, war's Zorn oder Furcht, vielleicht wußte er es selber nicht, trollte pustend und fluchend zur Tür hinaus. Der Barthel war noch stehen geblieben, und hätte fast Lust gehabt, sich zu widersetzen. „Und du, ungezogener Bursche!" redete ihn die Mutter in einem Tone an, den er wahrscheinlich in seinem Leben noch nicht gehört hatte, „gehst sofort aus meinem Hause. Wenigstens will ich die letzten Tage hier noch in Ruhe und Sicherheit vor dir zubringen."

Wer der Mutter in diesem Augenblicke in das erglühende Antlitz gesehen hätte, ich weiß nicht, welche Macht in ihrem Blicke gefunden. Der Barthel, so frech und brutal er sonst war, schlich wirklich dem Vater nach, ging dann im höchsten Zorn, seine Siebensachen zusammen zu raffen, und verließ mit seinem Vater das Haus. Daß die beiden auf dem Heimwege uns noch besondere Rache schwuren, daß wir unser Leben lang an sie denken sollten, verstand sich fast von selbst. Das sei der Dank dafür, sagten sie jedem, der es hören wollte, daß man sich solcher fremden Menschen annehme, und daran seine Guttaten verschwende. Aber in der ganzen Gegend war nur zu gut bekannt, welcher Art die Guttaten seien, die der Paasmüller spende. Nur blieb das sicher, auch nicht die mindeste Nachsicht hatten wir mehr zu erwarten.

Sobald die beiden aus dem Hause waren, ging ich mit der Mutter ins Stübchen zurück. Zuerst war es ihr, als habe sie einen unheimlichen Druck wie einen nächtlichen Alp von sich gewälzt, daß sie nämlich sich den Barthel aus dem Hause geschafft, zu welchem Schritte sie um der nächsten Folgen willen bisher den Mut nicht gehabt. Es war ihr sogar leichter und viel freudiger ums Herz, weil sie ihrem Herzen Luft gemacht und, wenn auch nur mit Worten, ihr Recht geltend gemacht gegen rohe Bedrückung. Aber dieses genugtuende Gefühl hielt nicht lange an. Die Spannung ließ nach, und nun begann die herbe Wirklichkeit wieder ihren Einfluß zu üben. Die unausbleiblichen Folgen ihres Verhältnisses zum Paasmüller traten ihr lebhafter denn je vor die Augen. Die Mühle, die ganze Arbeit des Vaters und jede Hoffnung, die sich daran geknüpft hatte, waren verloren und sanken zusammen, und was wir auch ausdenken und ersinnen mochten, kein Mittel war mehr aufzufinden, das harte, unabwendbare Schicksal abzuwenden. „Gottes Hand verfolgt uns, mein Kind! wie sollen wir widerstehen?" rief die Mutter aus und suchte Trost und Beruhigung in ihrem tiefen Schmerze bei mir. Die arme Mutter hatte ja sonst niemanden mehr, zu dem sie ihre Zuflucht hätte nehmen können. Ich konnte leider wenig oder gar nichts bieten, was sie wirklich hätte zu trösten vermögen. Hätte es gegolten, sich äußerer Feinde mit dem Schwerte in der Hand zu erwehren, hätte es irgend ein irdisches Wagnis gegolten, und wenn ich mein Leben hätte aufs Spiel setzen müssen, mit Freuden, ja mit Stolz hätte ich mich jeder Probe unterzogen; aber gegen diese Schläge war kein Wehren denkbar. O, hätten wir damals nur besser bedacht, daß alle diese Schläge, unter denen wir seufzten und schrieen, von einer Hand herrührten, die uns durch all dieses Leid zu besserem Glücke geführt hat, und zwar zum guten Teil wider unseren äußeren Willen, als wir selbst zu erstreben beabsichtigten! Aber so ist der irdische Mensch. Er meint, Gott bekümmere sich nur um die innere und vorzüglich um die jenseitige Welt; das äußere Leben und das Sein und Werden im äußeren, gesellschaftlichen Leben sei dem Menschen allein hingegeben, daß er sich's bilde und gestalte nach seinen Kräften. Dann setzt sich der Mensch irdische Ziele, entweder ein höheres zeitliches Glück als er je gehabt, oder die Wiedergewinnung verlorener äußerer Ehre, äußeren Ansehens und äußerer Güter, und setzt in diesem törichten Bestreben gar oft seine Seele ein und verliert sie mit allem, was er zu erreichen sich vorgesetzt. Wie gut ist's, daß Gott seine Hand auch in allen äußeren Dingen hat und in scheinbarem Zerstören den Bau seiner weisen Güte vollführt!"

Es war bereits später Abend geworden, als der Großvater für den Tag seine Erzählung schloß. Schon glänzten unzählige Sterne am Himmel. Wir hatten über dem Berichte den Lauf der Zeit nicht gemerkt. Des Großvaters Schwiegertochter stand schon eine Weile bei uns, um den Großvater zum Abendessen zu holen. „Komm', Marie," sagte mit seiner gewohnten Güte der Greis, „führe mich ins Haus. Ich habe diesen Abend wieder ein schweres Stück Leben durchlebt, aber sage es, wenn ich tot bin, deinen Kindern nur immer, daß alles gut ist, was Gott tut, und wenn er heimsucht, dann seine Liebe meist am größten sich erweist. Je tiefer das Uebel ist, an dem wir leiden, um so schärfer müssen die Mittel sein, die uns heilen sollen. Doch dir, Marie, gebe Gott gute Tage! Du hast es um mich alten Mann verdient." Wir gingen, ergriffen von seiner Rede, mit ihm ins Haus.

Heidenmission und Diaspora.

Aus Köln 20 M. — Aus Lindenthal ein goldenes Kreuzchen. — Aus Gummersbach 100 M. für den Bonifatiusverein.

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer:

Für den Bonifatiusverein: 20, 50, 50 und 100 Mark. — Ung. von Neuß 2 Armbänder und eine Kleinigkeit.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Köln.

Nr. 41. Sonntag, 8. Oktober. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 8. Oktober: Brigitta.
Montag, den 9. Oktober: Dionysius.
Dienstag, den 10. Oktober: Gereon.
Mittwoch, den 11. Oktober: Germanus.
Donnerstag, den 13. Oktober: Maximilian.
Freitag, den 13. Oktober: Eduard.
Samstag, den 14. Oktober: Calixtus.

Sonntagslesung.

Das Evangelium von der Heilung des Gichtbrüchigen legt zwei Gedanken nahe. Zunächst empfängt durch diese Erzählung die katholische Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen ein besonderes Licht. Jesus entschließt sich ja, den Kranken zu heilen, als er den Glauben der Männer sah, die das Bett mit dem Gelähmten zu seinen Füßen niederließen. Der Segen, der sich über Seele und Leib des Gelähmten ergießt, ist durch die stumme Fürbitte und durch das gläubige Vertrauen dieser Männer entfesselt worden.

Der zweite Gedanke knüpft sich an die Beobachtung, daß auch hier das Wunder in den Dienst der Seele gestellt wird. Jesus schafft zuerst im Kranken die seelische Empfänglichkeit, ohne die die leibliche Heilung kein dauernder und wirklicher Gewinn sein kann. Wie hier, so haben Jesu Wunder stets sittliche Zwecke und dienen seelischen Aufgaben, sie sind niemals bloße Schaustellungen seiner göttlichen Macht. Darin haben wir auch einen Maßstab für die Beurteilung der Veröffentlichung sogenannter Gebetserhörungen. Dienen sie nur rein irdischen Zwecken, oft sogar rein mammonistischen Wünschen, ohne jede Beziehung auf die Förderung des Seelenlebens, muß man sie von vornherein als unglaubwürdig, weil Gottes unwürdig, bei Seite schieben.

Weihbischof Dr. Petrus Lausberg †

In die freudigen Glockenklänge, welche von den katholischen Kirchen Kölns Sonntag früh das Rosenkranzfest einläuteten, mischte sich in der siebten Morgenstunde der ernste Klang der Preciosa-Domglocke. Ihr Klang ward diesmal abermals zur Totenklage, zur Totenklage um den am Samstagabend erfolgten Heimgang des hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Petrus Lausberg. Vielen kam die traurige Nachricht unerwartet. Die Herren am Dom und die nähere Umgebung wußten wohl, daß er bisweilen an zu Bedenken Anlaß gebenden Herzbeschwerden litt, aber daß er ihnen schon so bald erliegen sollte, hatte doch niemand geahnt.

Sein Hinscheiden ist für den Herrn Kardinal und die Erzdiözese ein großer Verlust, schon allein aus der Stellung heraus betrachtet, die er bekleidete, eine Stellung, die arbeitskräftige, arbeitswillige und arbeitsfreudige Schultern verlangte. Und die besaß Weihbischof Lausberg. Neben dem Oberhirten haben bei der Größe der Erzdiözese zwei Weihbischöfe auf Visitations- und Firmungsreisen vollauf zu tun, Reisen, von denen jede einzelne ein ermüdendes Stück Arbeit ist. Und hier hat sich Lausberg während der ganzen Zeit, in der er die Würde und Bürde eines Weihbischofs trug, nicht schonen wollen und nicht schonen können. Die Dechanten, die den Verewigten nur auf einer einzigen Firmungsreise durch die ihnen unterstellten Pfarreien begleitet haben und Zeugen waren von all den Ansprachen, Besuchen von Vereinsversammlungen, Empfängen von Kirchenvorständen, Gemeindevertretungen und bei dem heute so entwickelten Vereinswesen von einer Menge Abordnungen, die werden wissen, daß er Arbeit getan, soviel, so fleißig, so hingebend und ausdauernd, wie es ihm nicht so leicht ein Mann in seinem Alter nachzumachen vermöchte. So hat hier der Tod in der Tat in die Organisation des kirchlichen Lebens, soweit es eine Weihbischofstätigkeit verlangt, eine große Lücke gerissen.

Seine Eminenz, das Domkapitel, die Erzdiözese, hat aber in Weihbischof Dr. Lausberg auch eine ausgezeichnete Persönlichkeit verloren. Die menschliche Seele ist nicht bloß Geist, sondern auch Gemüt. Ein Mensch, dem man das Prädikat einer ganzen Persönlichkeit zusprechen soll, muß nicht bloß Kopf, sondern auch Herz sein. Beides fand sich bei Lausberg zusammen. Er war ein intelligenter, aber, was uns noch mehr gilt, er war ein außerordentlich gütiger Mann. Schon sein freundlich-volles Gesicht sprach von dieser letzteren Eigenschaft. Lange Jahre Seminarpräses und als solcher mit der Erziehung derer betraut, die an der Schwelle des Priestertums standen, hat er hier mit großer pädagogischer Weisheit gewirkt. Selbst innerlich aufgeschlossen, besaß er darin auch den Schlüssel zu den Herzen der Seminaristen. Das Gute hegen und pflegen, etwaige Dissonanzen im Seelenleben seiner Pflegebefohlenen aufzulösen, verstand er vortrefflich. Bei seinem tiefen Verständnis für alles Menschliche und für die Kämpfe, die auch die Gott sich weihende Jugend durchzumachen hat, gewann er durch seine Pastoralvorträge und seinen persönlich väterlich-freundlichen Umgang mit den Seminaristen, ohne die fachlichen, priesterlich-aszetischen Maßstäbe zu verrücken, eine große Willfährigkeit und Anhänglichkeit bei den ihm Anvertrauten, so daß er bei innerlich geistigem Wachstum der jungen Alumnen ganz auf sie vertrauen konnte. Auch das Seminar ist eine Schule, und zwar eine strenge Schule aszetischer Zucht. Zucht aber schließt immer eine Art Zwang in sich. Die Güte aber weist als ergänzendes und regulierendes Prinzip über diesen letzteren hinaus. Beides aber in vollen Einklang zu bringen, bleibt ein nicht leicht zu lösendes Problem. Es wirklich zu lösen, hat Lausberg vortrefflich verstanden. Seine Leitung war nicht eine formlose, energielose Güte, keine schwächliche Halbheit, sondern eine Güte freundlicher Bestimmtheit, erleuchtete und zugleich willenskräftige Güte, die, ohne für Normwidrigkeiten blind zu sein, doch in allem aufbauend wirkte.

Das schöne Vorbild, das so die Seminaristen an ihrem geliebten Präses gehabt, stellte sich nun auch weiteren Kreisen des Klerus und den Gläubigen in helles Licht, als er darauf sieben Jahre mit dem Bischofsstab in der Hand die Erzdiözese durchwandern sollte. Ueberall trat er als der milde, freundliche, gütige Mitraträger auf, der die Herzen schnell für sich gewann. Seine Milde und seine Herzensgüte, wie sein Verständnis für eine gute und weise Seelenführung ließ es denn auch verstehen, daß er von zahlreichen der Leitung und des Trostes Bedürftigen als Beichtvater gesucht war und die klösterlichen Genossenschaften sich glücklich schätzten, die ihn als Klosterkommissar zum geistlichen Berater an ihrer Spitze sahen.

Wollen wir zuletzt bei Weihbischof Lausberg noch nach dem Vorne fragen, aus dem sein geistiges Leben in allen Lagen, Aemtern und Stellungen hervorquoll, so treffen wir auf das Schönste in seinem Charakter, auf eine große Selbstlosigkeit. Bescheiden von sich denkend, seinem Können und seiner Leistung, fand er eine innerliche Einstellung, die ein demütiges Gottvertrauen in sich aufnahm und dasselbe zu seiner seelischen Grundbeschaffenheit machte. Auf die „Hilfe von oben" zu bauen, dünkte

ihm weiser zu sein, als sich auf die eigenen Kräfte zu verlassen. So trauert denn mit seinem als treuen Gehilfen ihn hochschätzenden Oberhirten der Klerus und die ganze Erzdiözese dem verblichenen Weihbischof nach und betet an seiner Gruft, daß Gott der Herr ihm reichlich das vergelte, was alles Schöne, Gute und Edle er unter uns gewirkt hat.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXVIII.

Bildung des Herzens.

Wir sprachen zuletzt über die Notwendigkeit, dem sinnlichen Strebevermögen unsere erzieherische Sorge zuzuwenden und fanden diese Notwendigkeit zunächst darin, daß infolge der Erbsünde das sinnliche und das höhere Strebevermögen aus ihrer ursprünglichen Harmonie herausgekommen, und, wie der Apostel sagt, „das Fleisch gelüstet wider den Geist." Diese Unbotmäßigkeit der niederen Gelüste hat nun nicht weniger verhängnisvolle Folgen und Wirkungen.

Zunächst ist dieser Zustand für den Menschen eine rechte Demütigung. Er erinnert ihn an die Schuld der Stammeltern im Paradiese und an die Schuld und Strafe, in die wir als ihre Nachkommen mit verwickelt wurden. Verdemütigend ist dieser Zustand auch deswegen, weil dadurch im Menschen Strebungen zur Macht gelangt sind, deren Ziel und Verlangen nicht nach dem geht, was droben liegt, sondern auf das, was dem niederen Sinnen schmeichelt.

Eine zweite üble Folge dieser unordentlichen Begierlichkeit ist die Trübung des inneren Friedens. Der Friede besteht ja eigentlich in nichts anderem, als daß es zwischen denjenigen, die aufeinander im Leben angewiesen sind, keinen Widerstreit gibt. So ist der Friede in der Familie gestört, wenn Mann und Frau, die doch zu einer Gemeinschaft verbunden sind, sich nicht verstehen, der eine Teil so, der andere anders will. So gibt es unter den Völkern nur dann Frieden, wenn sie ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen unterordnen unter das Gesetz der Gesamthaftung und das eine Volk dem andern seinen Besitz, seinen wirtschaftlichen Fortschritt, seinen ihm durch seine Arbeit und seinen Fleiß errungenen Erfolg und damit seinen rechtmäßigen Einfluß in der Welt gönnt. Friede im Staat, wenn nicht ganze Klassen sich gegeneinander auflehnen und mit Gewalt ihr vermeintliches Recht suchen oder verteidigen.

Der Friede im inneren Seelenleben, wovon wir hier reden, wird nun gestört durch die Auflehnung des sinnlichen Strebevermögens gegen den höheren Willen. Es ist ein Krieg, ein Hauskrieg, ein heftiger Krieg, weil er von den Grundvermögen der menschlichen Natur geführt wird. Er endet leider nur zu oft mit dem Unterliegen des Höheren unter das Niedrigste im Menschen.

Die Sünde und die Hölle fischen in diesen trüben Wässern am glücklichsten; sagt doch der Apostel: „Woher Kriege und Kämpfe in euch? Nicht daher? Von euren Gelüsten, welche Krieg führen in euren Gliedern?" „Jeder wird versucht und geplagt von seiner Begierlichkeit. Die Begierlichkeit gebiert die Sünde, die Sünde, wenn vollendet, gebiert den Tod."

Eine dritte schlimme Folge der bösen Begierlichkeit liegt in der Wirkung, die die Vernunft, das Erkenntnisvermögen berührt. Der Aufruhr, den die Begierde gewöhnlich in dem sinnlichen Vermögen erregt, nimmt natürlich die Gedanken in Anspruch und die Phantasie vermag den Gegenstand der Versuchung so mit allen Reizen ihrer verführerischen Macht auszustatten, daß derselbe das ganze Denkvermögen zu sich herüberzieht und in sich verstrickt. Dadurch aber wird die Seele in ihrer freien Tätigkeit geschwächt. Nur schwer gelingt es dem Verstande, seine Gedanken aus diesen reizenden Fesseln zu lösen und sie andern Gegenständen zuzuweisen, die ihm ein lebhafteres Interesse einflößen und dadurch jene verlockenden Bilder in den Hintergrund treten lassen.

Und so werden andere Erwägungen und höhere Gedanken, die den Sturm beschwören und die Gefahr beseitigen könnten, ausgeschlossen oder doch so entkräftet, daß sie der Leidenschaft nicht standhalten.

Eine viel schlimmere Folge ist dann noch, daß sich für den Verstand das Werturteil verfälscht. Was die Sinne reizt, dünkt ihm wertvoller, als was Gottes Gebot verlangt. Die Leidenschaft setzt unserem geistigen Erkennen eine falsche Brille auf. Unter der Macht der Phantasie gewinnt der Gegenstand immer mehr an Reiz, ruft unsere Neigung wach, ergreift unser Wohlgefallen. Die Liebe, das Verlangen nach dem Besitz und dem Genuß wird rege. Was man aber liebt, das sieht man leicht als wahr, schön, bedeutend, edel, unentbehrlich an.

So geraten wir nach und nach zu ganz falschen Ansichten und Urteilen, die wir bei ruhiger Ueberlegung niemals haben und fällen würden. Die Leidenschaft macht eben blind. Wir geraten in ein Taumel- und Nachtwandlerleben und in den, man möchte fast sagen, krankhaften Zustand der Leidenschaft, bei dem nichts Gutes zu erwarten ist.

Etwas über den Krieg.

In Mußstunden lese ich gerne in älteren Büchern. Vor mir liegt augenblicklich eines, im Jahre 1881 gedruckt, das den Titel trägt: „Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen" von Dr. Georg Ratzinger. Darin findet sich folgende Stelle über den Krieg und sein Verhältnis zur Zivilisation, eine Stelle, die auch heute noch und zwar erst recht nützlich zu lesen ist:

„Es ist merkwürdig, wie der ungläubige Despotismus der Neuzeit die Denkart der Geister beeinträchtigt. Mit der Abwendung von der christlichen Wahrheit fallen die Menschen von Irrtum zu Irrtum, von Fehler zu Fehler. So hat man entdeckt, daß der Krieg für die Entwicklung der Menschheit ein notwendiges Mittel sei."

Moltke z. B. erklärt den Krieg für einen Teil der von Gott gewollten Ordnung und ein deutscher Professor schreibt: „Der Krieg ist nötig zur Erreichung der großen Gesamtaufgabe, die Menschheit kann seine Zucht nicht entbehren. Der Krieg ist trotz der unendlichen Leiden, die er über einzelne verhängt, wegen seiner unentbehrlichen (!) Wohltaten für die Gesamtheit an sich nichts Inhumanes." Die geistige Verirrung und Verwirrung in der Gegenwart muß weit gediehen sein, um einen solchen Satz aussprechen zu können.

„Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst." Hierin besteht die von Gott gewollte Ordnung und das Gesetz der Menschheit. Der Krieg ist das Gegenteil davon, er ist die Verneinung der Liebe und der Vereinigung. Der Krieg verhält sich zum Willen Gottes genau so, wie Sünde und Verbrechen. Der Krieg ist, wie jede Form des Angriffs auf Leben und Eigentum des Nächsten, selbst Sünde, und nur in jenen Fällen erlaubt, wo auch im Privatleben die Notwehr Platz greifen kann. Aber selbst in solchen Fällen ist er ein großes Unglück, und diese Wahrheit hat sich dem sittlichen Bewußtsein des Volkes tief eingeprägt. Das Volk sieht in jedem Kriege ein schweres Uebel, eine harte Strafe und Geisel für Sünde und Schuld.

Moltke und seine Nachbeter wissen von allerhand Segnungen des Krieges zu erzählen; derselbe bringe viele glänzende Seiten und Tugenden des Menschengeschlechtes zur Entfaltung. „Der Krieg schützt", schreibt der obengenannte Professor, „vor genußsüchtiger Erschlaffung, vor dem Fluche der Tatenlosigkeit und eklem Versinken im Materialismus. Er erhält die sittlichen Kräfte des Volkslebens lebendig, Mut, Gehorsam, Ehrgefühl. (Die weisen Professoren und Kriegsleute! Würde wohl der große Schweiger Moltke, wenn er die Folgen des letzten Krieges, wie wir sie vor Augen haben, gesehen, auch noch so sprechen? Wo sind denn die sittlichen Kräfte des Volkes, die der Krieg wecken soll, wo das Ehrgefühl, wo der Gehorsam? Finden wir nicht überall eine genußsüchtige Erschlaffung und ein ekles Versinken im Materialismus, vor dem allem uns der Krieg bewahren sollte?)

Von all diesen Behauptungen ist nur eine einzige und die auch nur in etwa wahr, daß nämlich der Krieg jene genannten Tugenden zur Entfaltung bringe oder, sagen wir lieber, zur Entfaltung bringen könne. Aber diese Tugenden müssen im Volksleben bereits vorhanden sein. Der Krieg erzeugt sie nicht, ruft sie nicht hervor und erhält sie nicht, sondern gibt ihnen nur die Form. In anderen Formen sind diese Tugenden und sittlichen Kräfte längst vorhanden und müssen schon vorhanden sein, sonst werden sie auch im Kriege sich nicht zeigen. Oder sind denn in diesem grausamen Kriege wirklich irgendwo glänzende Seiten und Tugenden des Menschengeschlechts zu Tage getreten? Und warum nicht? Sie waren eben nicht mehr in vielfach dem Unglauben und der materialistischen Weltanschauung verfallenen, unchristlich gewordenen Völkern vorhanden.

Um Tugenden zur Entfaltung zu bringen, ist der Krieg wahrhaftig nicht notwendig, ebenso wenig, wie der Streit zwischen Mann und Frau nötig ist, um häusliche Tugenden zu entfalten. In den gegenseitigen Beziehungen der Menschen untereinander ist ein so ergiebiges Feld zur Betätigung von Mut, Gehorsam und Ehrgefühl gegeben, daß hierzu der Krieg völlig entbehrlich ist.

Um vor Erschlaffung und Genußsucht, vor Versinken in Materialismus und Tatenlosigkeit zu schützen, gibt es die edelsten und wirksamsten Mittel in den Werken christlicher Liebe, man braucht hierzu den Krieg nicht.

Es gehört viel mehr sittliche Kraft, Mut und Energie dazu, sich zu dem Armen und Hilflosen niederzubeugen, ihn in seinem Elende aufzusuchen, ihn aufzurichten und wieder zu einem tätigen Mitgliede der Gesellschaft zu machen, als in den Krieg zu ziehen. Es gehört mehr Gehorsam und Heroismus dazu, sich lebenslang dem Dienste des Elends im Spitale zu widmen, als einen Tag auf dem Schlachtfelde tapfer zu sein.

Viel mehr Heroismus fordert der Entschluß, auf alles im Leben zu verzichten und dem Ordensleben sich zu weihen, als das Leben im Schlachtgewühle zu riskieren. Die Feigsten bringen es über sich, mit dem Feinde ums Leben zu spielen, aber dem Feinde

zu verzeihen und ihn zu lieben, dazu fehlt den meisten die sittliche Kraft.

Und doch gibt es eine Liebe, die noch mehr Heroismus verlangt, als die Feindesliebe. Sogar der Gottesleugner Voltaire hat sich genötigt gesehen, diesen Heroismus anzuerkennen, schreibt er doch: „Es gibt nichts Größeres, als das Opfer der Jugend, der Schönheit und nicht selten hoher Geburt seitens des zarten Geschlechtes, um in den Spitälern dem Zwecke der Linderung aller Arten des Elendes sich zu weihen, dessen Anblick für unsern Stolz so demütigend, für unsere Weichlichkeit so abstoßend ist."

„Die außerordentliche Liebe ist", so schreibt Bischof Dupanloup so schön, „die Liebe gegen jene, welche ihrer nicht mehr würdig scheinen, gegen die Verbrecher, Unverbesserlichen, Ehrlosen, Elenden. Eine wahrhaft übernatürliche Liebe, denn sie ist fast gegen die Natur: sie nimmt die auf, welche die Gesellschaft verstößt, liebt die, welche die menschliche Gesellschaft verabscheut, weiht sich denen, welchen die Gesellschaft mißtraut, gegen die sie sich schützt, denen sie sich durch Zuchthaus und Hinrichtung entledigt. Unschuldig steigt diese Liebe auf das Schaffot, wo der Verurteilte bebt und tröstet ihn; jungfräulich tritt sie in das Spital ein, wo das Sündengift an der Tochter des Verderbens nagt und weiht sich ihrem Dienste. Eine Liebe, die der Liebe des Heilandes am ähnlichsten ist; denn gerade so hat er uns geliebt, und ohne diesen Grund, ohne diesen Heroismus, ohne dieses Uebermaß der Liebe wäre die Welt nicht gerettet worden."

Allen denjenigen, die den Krieg als Kulturfortschrittsmittel empfohlen haben, werden jetzt nach dem Kriege die Augen aufgegangen sein, daß sie es kennen, wie es für die „Erhaltung der sittlichen Volkskräfte", und für die „Entfaltung glänzender Tugenden" viel edlere Mittel gibt, als der Krieg. Es ist wahrhaftig nicht nötig, Wunden zu schlagen, aber zu heilen.

„Nie mehr Krieg" kann man jetzt so oft auf großen Plakaten an den Säulen und Wandflächen lesen. Und das ist wirklich ein Schrei, der aus tiefstem Volksempfinden kommt. Würden die Völker nur auch so klug, sich nicht mehr von denjenigen beraten zu lassen, welche ohne Gott und ohne Christus ihnen Glück versprechen, sondern sich bewußt werden, daß das vor 2000 Jahren gesprochene Wort: „Selig sind die Friedfertigen, die nach Verständigung suchen", auch heute noch anstatt des Krieges das Glück und den Kulturfortschritt begründet und daß in dem „Du sollst deinen Herrn lieben über alles und deinen Nächsten wie dich selbst" die Lösung aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, soweit die Lösung Menschensache, gegeben ist.

Der Herbst ist da.

Wir machten heute am Spätnachmittage, vom Schreiben müde, einen kleinen Spaziergang durchs Feld. Vor fünf Wochen gingen wir den nämlichen Pfad. Aber welche Veränderung! Damals standen zur Rechten und Linken des Weges noch die goldenen Halmenfelder und jetzt dehnen sich nur noch kahle Stoppelfelder aus. Die Natur hat wieder ihr großes Werk getan; nun sinkt sie in sich zusammen wie ein alternder Greis, segensmüde, und feiernde Stille zieht über die Erde.

In dem an den Böschungen der neben uns daherziehenden Eisenbahngleise wachsenden Buschwerk, wie in den Gärten singt kein Vogel mehr, selbst die Lerche trillert nicht mehr in der Luft, sondern liegt gesanglos in der Ackerfurche. Nur der Zug der Staare lärmt und schwärmt über Aecker und Fluren.

Inzwischen grünt im Gefilde noch immer Pfad und Rain. Da steht noch die Wegewarte, blüht noch die rosige, scharf bestachelte Hauhechel und aus den Gärten glüht noch die Georgine und die Aster sonnenfreudig in den Herbst hinein. Aber es fehlt ihnen doch die Frische und die Glut der Rose, das zarte Weiß der Lilie. Auch die schönsten Herbstblumen deuten trotz ihrer Größe und ihres Farbenreichtums aufs Ende, vielleicht haben wir sie darum gerade so lieb.

Es ist eben nicht mehr die Zeit der Blüten, sondern der Früchte. Da blinkt die goldene Birne, der Apfel mit dem lachenden Amorettengesicht, da lockt die zwischen den Blättern sich versteckende Pflaume, mit zartblauem Hauch bestäubt.

An den die Straße umsäumenden Bäumen merkt man allerdings noch wenig vom Herbst. Der Regen und die Kühle haben sie bis jetzt grün erhalten, und ruhig und majestätisch wölben sich noch ihre hohen Kronen.

Wir heben unseren Blick von der Erde nach oben. Gerade im Herbst ist der Ausblick zum Himmel so schön. Mehr wie im warmen Sommer zeigen die Wolken zerfließende Formen und Farben. Oft schlummern sie in langen Lagern ganze Nachmittage am Horizont, oder sie weben blasse, goldgekantete Flöre über den Himmel. So auch heute.

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Man sieht zwar nicht ihre Scheibe, aber aus dem Purpurherd, der in der sie umlagernden Wolkenschicht, aus dem sie Lichtbüschel nach allen Seiten durch die Nebelhülle wirft, schließt man auf ihren Sitz.

Und als wolle sie dem ganzen Himmel, ehe sie untertaucht, noch einmal gute Nacht sagen, hat sie jedes Wolkenkind, auch das kleinste und verspreng teste bis zum fernen Norden rosig angehaucht. Dichter legen nun die Wolken ihre dunklen Fittiche um das Tagesgestirn und tragen es dem Abend zu.

Wer fände nicht in diesen trüben Sonnenuntergängen alle die Wehmut der sterbenden Natur. Wie oft haben wir in Sommertagen einen Sonnenuntergang nebel- und wolkenfrei gesehen, wo die Sonne blutrot glühend in herrlicher Pracht wie eine Königin auf dem Erdrande saß, und dann wie ein strahlendes Meteor, das seine Purpurflammen noch einmal hoch auflohen ließ, unter den Horizont sank.

Jetzt aber wirft sie über ihr erbleichendes Antlitz den Wolkenmantel, ein paar fächerartige Streifen, dann verschwindet sie, und schnell wirds Nacht.

Hinten weit ragen aus dem Abendnebel die Türme der Abtei Brauweiler hervor und erinnern an alte Zeiten, wo noch der Glaube im Mittelpunkt des Lebens stand, zur Linken aber werfen 10 große Kamine der Stickstoffgewinnungsindustrie ihre Rauchwolken in die Lüfte und vor uns beginnen auf langer Linie an vielen Punkten die Lichter der Brikettwerke zu glühen.

Die Erde hat ihre Arbeit getan, und das Brot wachsen lassen, sie ruht sich aus; aber unablässig müssen die Menschenhände schaffen, um Geld zu verdienen, und Brot, das ihnen nicht gewachsen, kaufen zu können. Der Gedanke aber, wie vielen Menschen das in dieser Zeit der Teuerung kaum möglich ist, stimmt wehmütig und traurig.

Ehe wir den Rückweg antreten, lassen wir noch einmal den Herbstgedanken ihren Lauf. Alles geht zur Neige oder rüstet zum Schlaf. Schwalbe und Lerche bereiten die Auswanderung vor, die Herden verlassen die Weide, was noch übrig war von Früchten der Felder wird eifrigst geborgen. Die Aehrenleserin, das ist die letzte, die von der Fülle des Feldes den Teil der Armut sammelt. Vom Baume tummeln die bleichen Blätter und es bleibt nichts von allem, als ein stummes memento mori.

Vom Volksliede.

In hunderten von Zeitungsartikeln und Volksversammlungen wird immer darauf hingewiesen, daß eine Rettung aus unserer Not, eine Besserung unserer tieftraurigen Verhältnisse nicht möglich sei, wenn nicht eine Erneuerung des Geistes, eine Hebung und Veredlung des Seelenlebens im Volke vorausgehe. Dies ist zweifellos richtig, und jeder, der an der Besserung und Vervollkommnung seines eigenen Seelenlebens arbeitet, stellt sich damit zugleich in den Dienst am Wiederaufbau des deutschen Volkstums. Da ist nun unter dem Mannigfachen, was der inneren Läuterung dienen soll, vielfach auch auf das deutsche Volkslied hingewiesen worden, als auf eine Quelle veredelnder Seelenstimmung. Eine solche Quelle ist das Volkslied in der Tat. Man muß leider bekennen, daß unser Volkslied, welches gerade beim deutschen Volke in einem Reichtum lebt, wie bei keinem andern Volke der Erde, allzuviel vor dem Vordringen des Kouplets, aus den Operetten, den Varietees, den Kinos hat zurückweichen müssen. Wie viel aber dadurch an Seelentiefe, an edler Herzensstimmung, an reinem Empfinden, an unmittelbarem Gefühlsausdruck und auch an musikalischer Schönheit, namentlich für die Großstädte verloren gegangen ist, ist kaum zu sagen. Wer jemals einem Konzerte beiwohnte, bei welchem unter mannigfachem Kunstgesang auch das Volkslied auf dem Programm stand, wird die siegreiche Gewalt des Volksliedes zugeben müssen. Aus tiefem Volksempfinden geboren, weiß es die schönsten Saiten des Volksgemütes anzuklingen. Das echte Volkslied ist stets rein und edel und wer es versteht und liebt, dasselbe nach Wort und Melodie sinnig vorzutragen, legt von der eigenen Herzensveredlung ein schönes Zeugnis ab. Darum ist es sehr zu begrüßen, daß unsere Jugend auf vielfache Art, besonders auch in den Schulen, in die besondere Schönheit des Volksliedes eingeführt wird. Wir sagen: eingeführt wird, das heißt, daß ihm die verborgenen Tiefen des Liedes offen gelegt und die Schönheiten bis in die einzelnen Strophen vorgeführt werden.

Einer solchen Einführung in das Volkslied hatten wir die Freude beizuwohnen, und zwar in dem vortrefflichen Haushaltungspensionat zu Arnoldsweiler bei Düren. Durch einen hervorragenden Musiklehrer und Dirigenten, Herrn Schönborn aus Kreuznach, wurde mit den Pensionärinnen eine Reihe Volkslieder in allen Schattierungen der Gefühlsstufen, vom himmelhoch jauchzenden bis zum Tode betrübten Liede eingeübt und vorgetragen. Ganz überraschend war die Wirkung des Gesanges, der unter der eifrigen Hingabe des Mädchenchores und seines Dirigenten die verborgenen Perlen aus der Tiefe der Lieder hervorholte. Zugleich wurde eine neuerdings auftretende musikalische Uebung vorgenommen, welche unter dem Namen „gymnastische Rhythmik" ihren Einzug in die Bildungsanstalten der Jugend zu halten beginnt, und dazu dienen soll, den Rhythmus der Musik in körperlichen Bewegungen zum Ausdruck zu bringen und dadurch sowohl das musikalisch rhythmische Empfinden zu heben, als auch die Schönheit und Abrundung der äußeren Bewegungen zu fördern. Das große Interesse, welches die Pensionärinnen den Uebungen entgegenbrachten, ließ die Schwierigkeiten dieser schönen Verbindung zwischen Gymnastik und Musik leicht überwinden. Ein gewiß sehr edler Sport. Der sehr lehrreiche Nachmittag wurde durch den Vortrag des folgenden Gedichtes eingeleitet:

Das Volkslied.

Vor des Paradieses Pforte — Steht der Mensch, der Schuld bewußt, — Klagen nur sind seine Worte, — Seufzer nur entfleh'n der Brust.

Weh, das Paradies verschlossen! — Weh, das schöne Glück dahin! — Dornen, Disteln ringsum sprossen — Und der Tod ist Endgewinn.

Ist dem Schönheit ganz vermummet — In der Erde Trauerflor? — Ist dann jeder Ton verstummet — In der Schöpfung Jubelchor?

Aber sieh, die ew'ge Güte — Schöpft aus Paradieses Quell, — Gießt dem Menschen ins Gemüte — Seine reine, heil'ge Well.